

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 42 (1901)

Artikel: Schusterpech : eine Erzählung aus dem Volksleben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im April des folgenden Jahres beteiligte sich Wolfgang Zelger wieder an einer Konferenz der drei Orte. „Uff Sonntag nächst nach Georgi“ (27. April) 1578 wurde er abermals als Landammann und Abgeordneter an die Tagsatzung in Widn gewählt. In den Jahren 1582—1584 residierte er auf dem Schloß zu Frauenfeld als Landvogt des obern und niedern Thurgaus und erließ als solcher eine Verordnung bezüglich der Einführung des Gregorianischen Kalenders, welche die Eidgenossenschaft in nicht geringe Aufregung versetzte. In Unterwalden besonders fand dieser Kalender großen Widerstand. Wolfgang Zelger aber gab einem befreundeten Zürcher als Grund

hiesür an: „Vor Jahren habe man ein Landtmann zu Unterwalden mitt dem Schwert richten lassen, der habe an einem Karfrytag von einem Hasen gessen. Dsem müßte der Zit Unrecht geschehen sein, so dieser nüw gemacht Kalender gerecht und die alten ungrecht und falsch werind.“ Aus dem Thurgau heimgekehrt wurde er noch dreimal zur höchsten Würde des Landes erhoben und regierte als Landammann in den Jahren 1585, 1589 und 1592. Im April des folgenden Jahres legte er sein müdes Haupt zur Ruhe und verschied beweint von einem Sohne und zwei Töchtern, betrauert von dem Lande, dem er so viele und treue Dienste geleistet hatte.

Schusterpech.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

1. Vom Niederhuselischuster und seinen Leisten und Listen.



u den Leuten, die der Menschheit unentbehrlich sind und nicht selten eine wichtige Rolle spielen, gehören unstreitig die Schuster oder Schuhmacher,

wie sie sich lieber nennen. Die Schuster rühmen sich des Vorzuges, daß sie alles leisten, was sie bezeichnen, daß sie es verstehen, andere zu verbündeln und zu verschönen und daß ihnen allein gestattet ist, das Leder anderer auszuklopfen. Leben die Leute auf hohem Fuße, so ist der Schuster daran schuld und drücken jemanden die Hühneraugen, so kann nur er Hilfe und Erleichterung bringen. Trotzdem kann es auch einem Schuster passieren, daß er mehr Pech hat, als er braucht, und daß er schließlich trotz seiner Kunst selber unter den Pantoffel kommt, wovon ich ein Liedlein zu singen weiß.

Der Niederhuseli-Xaveri war ein Schuster und zwar ein famoser Schuster, der sein Metier verstand. Er hatte beim alten Nuoser die Lehrzeit durchgemacht, war darauf in die Fremde gegangen, weit ins Welschland hinein. Als der alte Niederhuseli-Andres, sein Vater einem schlimmen Gsüchti erlag und alle Rustig vom Doktor nichts mehr nützte, da bezog der Sohn, der inzwischen aus der Fremde heimgekehrt war, das kleine Häuschen am Waldrand, schlug da seine Werkstätte auf und ging fleißig auf die Stör.

Wenn es sonst heißt, daß das viele Sitzen der körperlichen Schönheit der wackern Schuster Eintrag thue, und daß sie gerne knorrig und breitrückig werden, beim Niederhuselischuster traf das nicht zu; er war ein Prachtexemplar von einem Schuhmacher, schlank und gress gewachsen und alle Meitschi schauten ihm nach, wenn er auf die Stör ging. Seine Kräze auf dem Rücken, den dreibeinigen Stuhl unterm Arm, seine Kappe schräg auf dem Kopfe, so schritt er froh einher, der Xaveri, drillte an seinem Schnauz und pfiff den Lautenbacher vor sich hin. Er grüßte nach rechts und nickte nach links, bald nach dem Brunnen hin, wo's Breneli stand und Wasser holte, bald nach dem Stubenfenster, wo das Anneli hinter dem Vorhängli hervorgückelte, bald nach der Kübstallthüre, aus der die Beth mit den Milheimern heraus trat, bald nach der Vorlaube, wo die Greth Strümpfe aufhängte. Der Xaveri ging viel lieber auf die Stör, als

daz̄ er daheim arbeitete; da brauchte er ja nicht zu kochen, denn der Xaveri war ledig und hatte daheim keine Haushälterin. Bei den Bauern bekam er es gut, er verstand es vortrefflich, von seinen Reisen und Erlebnissen zu berichten, vom Nappi und Garibaldi und von allerlei Dingen, die er in der Zeitung gelesen hatte. Dabei war der Niederhuseler ein famoses Redhaus, der Stoff ging ihm nie aus und ganz besonders im Politisieren, da nahm er es mit jedem auf. Die Bauern glaubten ihm aufs Wort und wenn es hieß: der Xaveri hat's gesagt, so war dagegen nichts mehr einzuwenden. Gabs zu Mittag Sauerkraut, so legte die Hausfrau ein extra großes Stück Speck darauf, dem Xaveri z'Lieb und die Meitschi stellten ihm das größte Glas hin, wenn Most eingeschenkt wurde.

Am liebsten ging der Xaveri zum Schindacher-Bäni auf die Stör, nicht wegen Sauerkraut oder Speck, denn der Bauer stand im Ruf, daß er ein Rappenspalter und grüseli ein huslicher sei und es bei allem näher nehme, als die Rossse beim Fressen. Zudem führte die alte Chresenz, Bänis Schwester das Hauswesen und das war eine entsetzliche Chranglä, grusig geizig und dummkopf dabei. Erzählte man doch, daß die Chresenz einst eine Lismernadel zerbrochen habe und schier untröstlich gewesen sei über dieses Unglück. In ihrem Leid lief sie zum alten Löterfranz, der sollte ihr die Lismernadel wieder zusammen löten. Der Löterfranz schmunzelte und sagte, er wolle das besorgen; die Chresenz könne morendes die Nadel abholen. Inzwischen kaufte der schlaue Alte ein Nies Lismernadeln, fünf Stück und bezahlte dafür 15 Rappen. Am andern Morgen gab er der Chresenz eine von den fünf Nadeln und verlangte dafür zwei Batzen. Die Chresenz war überglücklich und rühmte, wie hübsch die Nadel zusammengelötet sei, man merke kaum etwas davon.

Also wegen dem Besseressen ging der Niederhuseli-Xaveri nicht zu den Schindacherleuten, auch nicht des Trinkgeldes willen, denn das blieb regelmäfig aus. Ein Trinkgeld zu geben erschien dem Schindacher-Bäni eine schreckliche Verschwendug. Das Geld klebte dem Maine wie Harz an seinen magern Fingern und wenn er ein Fräckli zahlen müßte, so war es ihm, als ob man ihm ein Glied vom Leibe schnitte. — Als seine vor etlichen Jahren verstorbene Frau einst ein paar Wochen ins Schwändibad gehen mußte und der Bäni beim Heimholen die Rechnung

zahlen sollte, da überkam ihm ein solcher Schrecken, daß er den Geldsäckel nahm; seiner Frau gab und zu ihr sagte: „Zahl du Kathri, ich kann nicht zuolügen, wie der Wirt das Geld nimmt!“

Die Kinder, zwei Buoben und ein Meitschi waren gar nicht so geartet, wie der Vater. Besonders das Meitschi, Thereseli hats geheizt, war ein gutes liebes Kind, treuherzig, wie die Mutter selig, disig und anfehrig bei der Arbeit; es war bei jedermann beliebt. Besonders stach es dem Xaveri in die Augen und jetzt wissen wir auch, warum der Schuster am liebsten beim Schindacher-Bäni arbeitete. Das Thereseli sah den hübschen und kurzweiligen Schuster, der so schön erzählten konnte und so fleißig arbeitete und so lustig den Lautenbacher pfiff, auch gar nicht ungern im Hause. Das merkte der Xaveri bald einmal und er suchte mit dem Thereseli auf jede Weise anzubinden, — kurz und gut, die Beiden verstanden sich schnell und im Handumdrehen waren sie in einander verliebt, 's Thereseli in den Xaveri und der Xaveri ins Thereseli. Aber der Vater? Poß tausend wie der aufgehrte, als er merkte, daß der Schuster auf sein Meitschi ein Auge geworfen habe. So einer müsse ihm nicht kommen, meinte er, so ein Bettelbuob. Für einen Schuster sei seine Tochter viel zu vornehm und einen Landstreicher und Lump, wie der Niederhuseler, wolle er nicht zum Schwiegersohn. — Der sei ihm z'spät aufg'standen und könne ihn nicht versöhnen, wenn er schon ein Schuhmacher sei. Wer seine Tochter wolle, müsse einen anderen Geldsäckel mitbringen, als der Veri. Der Lump müsse ihm nicht mehr ins Haus inen kommen, das sage er ein für allemal.

Aber der Xaveri kam doch wieder ins Haus. Ein anderer Schuster war in der Gegend nicht zu finden, in einem Laden Schuhe zu kaufen, war für den Schindacher etwas ganz Unerhörtes, da mußte er alles z'halb teuer bezahlen und geflickt wurde gar nichts. Die Buben verdarben ihm Schuhe, daß es ein Graus war, ein Schuster mußte angestellt werden, es war nicht anders zu machen. So kam der Xaveri wieder zu Gnaden, aber er wurde scharf bewacht. — Thereseli mußte den ganzen Tag in der Laube oben Wolle zausen und das Chresenzi saß bei ihm und paszte auf wie ein Häftlimacher, daß das Meitschi nie entwischen und mit dem Veri reden konnte. Es durfte demselben weder z'Nüni noch z'Füsi bringen, die Chresenz hinkte selber mit einem Schnäfeli Brod und einem Glässli Most in die Stube und

der Bäni saß den ganzen gschlagnen Tag auf der Ofenbank und paßte dem Xaveri auf, hustete, wenn er zu laut den Lautenbacher pfiff oder ging ihm hübscheli nach, wenn der Xaveri die Stube verließ. Der arme Schuhmacher wurde strenger überwacht, als die Straflinge im Zuchthaus.

Der Veri gab die Hoffnung nicht auf und schlug nur um so lustiger und kräftiger auf das Leder los, pfiff um so lauter, je stärker der Bäni hustete und schlug dem Alten extra ein paar lange Stiften in seine Schuhe, damit ihm das Nachendüzzelen schneller verleiden sollte.

Das Thereseli saß still in seiner Laube oben, zausete Wolle und spann Gedanken, während das



Chresenzi neben ihm über des dummen Schusters Pfaffen schimpfte. Es gehe ihm durch Mark und Bein, sagte es, wenn es nur dürfte, so wollte es ihm einen ganzen Mocken Schuhmacherharz aufs Maul kleben, der Lautenbacher würde ihm dann schon verleiden. Beim z'Nüni und z'Füsi, da stecke er sein Pfeiflein ein, saufe aber um so mehr und kein Mostglas sei dem Quoder groß gnug. Brod haue er ab, daß man mit dem Mocken einem Muni z'todt schlagen könnte und der Chäss vorgehe unter seinen Fingern, wie Märzenschnee an der Sonne. Reden könne er und seine Sachen anpreisen, ärger als ein Jud, er wäre im Stande, den Leuten den Teufel in einem Chratten zu verkaufen. Bei diejenen Worten der Tante mußte das Thereseli überlaut lachen und als Chresenz fragte, warum es lache, so

sagte es, den Teufel iit einem Chratten zu verkaufen, das wollte es auch noch zweg bringen; es würde ihm nur einen Rosamarien ins Maul geben und ihn als Hochzeiter feilhalten, da fände es sicher Absatz. „Du gottloses, unverschämtes Meitschi!“ fuhr Chresenzi auf, „du wüstes Blag, was sagst du! Willst du mich foppen? Wart' ich sage dem Vater, der wirds dir schon verleiden, immer von Hochzeiter zu reden.“ Thereseli lachte im Stillen über den Eifer der Tante, zupfte Wolle und dachte bei sich: kommt Zeit, kommt Rat.

Trotz des Misstrauens der Schindacherleute und trotz der Abneigung gegen den Schuster mußte Bäni den unliebsamen Veri doch bald wieder auf die Stör nehmen. Es war um Weihnachten herum und der Niederhuseler schusterte und pfiff wieder in der Schindacherstube. Die Überwachung hatte noch nicht aufgehört, das Thereseli war immer noch aus der Stube verbannt und mußte mit der Tante Chresenzi in dem Stübli spinnen, es sah den Veri nur beim Essen.

So saßen die Leute wieder bei Tisch und als es Mittag geläutet hatte, da schenkte es gleich darauf und der Schindacher-Bäni fragte: „Wer ist g'storben?“ „Wie mir heut morgen der Sigrist sagte“, antwortete Veri, „ist der Rischilochratsherr gestern Nacht verwahrt worden, wahrscheinlich ist der gestorben.“ „Der Rischilochratsherr?“ fragte Bäni noch einmal. Was seist, der Rischilochratsherr?“ Als Veri die Frage nochmals bejahte, faltete Bäni andächtig die Hände und sagte: „Herr, gib ihm die ewige Ruh, es ist ihm wohl gegangen,“ und wen'g fehlte, der alte Heuchler hätte dabei gelacht.

War etwa der verstorbene Ratsherr ein Feind des Schindacher-Bäni? B'hüetis Gott — nein. Die beiden kannten einander schon lange, hatten nie einander etwas zu leid, hatten die gleichen politischen Gesinnungen, waren über und über konservativ — aber trotzdem konnten sie einander doch nicht recht leiden. Der Grund lag darin: der Schindacher-Bäni wäre schon lange z'Tod gerne Ratsherr geworden, aber daß er für diese Würde passe, das kam leider niemanden in den Sinn, als ihm, dem Bäni ganz allein. Einmal war er freilich an der Landsgemeinde vorgeschlagen worden, aber nur vom Füfbatzenschwyder und der hatte höhnisch bemerkt, er schlage den Bäni nur deswegen vor, damit er einen neuen Rock anschaffe, und ihm auch öppis z'verdienen gebe.

Alles lachte und für den Bäni erhob sich keine Hand. Gerade damals wurde der Rischlochratsherr gewählt und zwar mit einem gewaltigen Mehr. Das konnte der Bäni dem Gewählten nicht verzeihen und darum freute er sich im Stillen, daß der Ratsherr gestorben. Obwohl der Bäni gut genug wissen konnte, daß er bei den getreuen lieben Landsleuten nicht ziehe, so kam ihm doch so etwas nicht in den Sinn, im Gegenteil, er dachte bei sich, alle Dinge, die einem Ratsherrn gut anstehen, seien bei ihm vorhanden: Geld bis gnug, Verstand und Ansehen und eine besondere Vorliebe zum Regieren. Daß der Bäni ämtlichstig und ehrgeizig war, hatte Xaveri schon lange herausgebracht; was er heute beobachten konnte, bestätigte ihn in seiner Ansicht und sofort war der Schalk bereit, das Ratsherrenfieber des Schindacherbauern für sich auszubeuten. Er ging sogleich, aber vorsichtig auf sein Ziel los.

„Jetzt wirds denk wieder einen neuen Ratsherrn geben müssen,“ sagte er scheinbar ganz harmlos und verarbeitete ein Stück Speck. „Sift eine wichtige Sache, so einen Ratsherr zwählen und den rechten ausfindig zmachen. Alle Achtung vor dem Rischlochratsherr; aber grad der pfiffigste war er nicht. Schon damals, als er gewählt wurde, ist es etwas kurios zugegangen. Es wäre noch ganz anderes Holz umen gewesen.“ Der Bäni nickte heifällig und fing an, auf dem Stuhl hin und her zu rutschen. „Recht hast, Xaveri!“ lagte er lebhafter als gewohnt. „Die einfältigen Leute wissen oft gar nicht zu unterscheiden; 's kommt nur drauf an, von wem einer vorg'schlagen wird, so wird er auch gewählt.“ „Präzis so ist's,“ entgegnete der Schuster. „Grad die Besten werden zuerst übergangen. Aber 's nächste Mal werden sich die Leute nicht mehr zum Besten halten lassen. Jetzt ist es einigt an der Zeit, Ordnung zu machen, das ist es. Jetzt müssen einmal Leute in d'Regierung hinein, die Haar an den Zähnen haben — das ist notwendig. Ich wüchte schon einen, wenn er nicht zu be scheiden wäre, die Wahl anzunehmen.“ „Ja, ja, Männer, die tauglich sind wirds hoffentlich schon noch geben,“ bemerkte Bäni nachdenklich. „Aber keine jungen Spritzlinge,“ rief der Schuster, „sondern gstandne, ghäßige Männer, die unab hängig sind, und nicht den Buckel voll Schulden haben, solche muß man wählen.“ „Recht hast, Xaveri,“ sagte der Schindacherer und schenkte dem Schuster Most ein, „recht hast. G'seh schon,

du bist nicht auf den Kopf gefallen, Veri, bist verhüftiger, als ich bisher glaubte und hast das Herz auf'm rechten Fleck. Thereseli, hol noch eine Halbe Most!“ Wie jubelte Xaveri in seinem Innern, nun hatte er den rechten Stumpen ergriffen. Thereseli begriff sofort die Sachlage und warf ihrem Geliebten einen verständnis innigen Blick zu, — dann gämpelte es wie ein Reh die Kellerstiege hinab, den Most zu holen. Dem Chresenzi aber wollte es schier gschwinden vor Staunen und Schreck; es brachte kein Wort hervor.

Der Xaveri ließ nicht lugg, er maschierte guraschert weiter, grad auf sein Ziel los. „Ja, ja, so ist's,“ fuhr er im Gespräch weiter, „man muß mir zusammen stehn, die Gutgesinnten müssen zämen haben, man muß die Leute aufmerksam machen!“ „Das ist's, was ich auch sagen wollte,“ bemerkte Bäni, „wer das verständne, der könnte etwas zwieg bringen. He Xaveri, was meinst, du wärest grad der rechte Mann zu so etwas? Du kommst bei den Leuten herum, hast Verstand, kaunst gut reden und es den Bauern breichen.“ Xaveri krazte in den Haaren und meinte: „Ein Handwerksmann hat bös machen, er muß auf zu viele Rücksicht nehmen, darf nicht austoszen und die Leute taub machen und dann — bin ich halt eben nur ein Schuster, zu wenig geachtet, zu wenig beliebt. . . .“ „Pah, pah, das sind Flausen,“ sagte der Schindacher-Bäni lebhaft, „da muß du dahinter, Xaveri, es soll dein Schaden nicht sein. Für die gute Sache will ich schon auch etwas thun und mich opfern, wenn es absoluti sein muß. Xaveri, wir wollen zämen halten, es muß einmal anders werden.“ „Für den Mann, den ich im Auge habe, würde ich schon etwas wagen,“ sagte der Schuster noch einigem Besinnen, „für den wäre mir keine Arbeit zu viel. Aber ob er öppä will, das weiß ich halt nicht.“ „Und was wäre das für einer?“ forschte der Bäni mit lauerndem Blicke; seine Stimme zitterte von innerer Aufregung. „Das will ich euch unter vier Augen sagen,“ entgegnete Xaveri, „ich möchte nicht, daß es jetzt schon überall auskäme. Wir können über die Sache später reden.“

Der Schindacherbauer mochte es schier nicht erbeiten, bis man gegessen hatte und bis die Buoben und 's Meitschi aus der Stube waren. Die Chresenz aber machte heute extra langsam, nurgetze immer etwas umen und war gar nicht zufrieden, mit ihrem Bruder. „Der Vali, am

End will er selber noch Ratsherr werden!" murmelte sie zwischen den Zähnen und gab dem Bäri eins mit dem Schuh, daß sich der arme Hund knurrend unter den Ofen verkroch.

Endlich ging sie. Der Bäni stotzte vor dem Schuster, der wieder an der Arbeit saß, ans Tischeck und brachte gleich wieder die Ratsherrenwahl aufs Tapet. Er miedete in einem fort, der Bäri solle ihm doch den Mann nennen, den er für das Ratsherrenamt in Aussicht genommen habe. Der Schuhmacher aber war auf einmal ganz bedächtig und wortkarg geworden; er kratzte hinter den Ohren, wühlte in den Ahlen und Kneipen herum, suchte den Pechdraht und schüttete ein Drückli voll Schuhnägel auf den Boden — kurz — er stellte sich schrecklich verlegen, — er dürfe es schier nicht sagen, der Mann, den er meine, könnte es ihm ungern haben, er sei halt, wie die Rechten alle, viel zu bescheiden u. s. w. —



Der Schindacherer verging schier vor Neugierde und Ungeduld und wurde immer zudringlicher. Endlich rückte der Schuster heraus, nachdem ihm Bäni in die Hand hinein versprochen hatte, niemanden von der Sache etwas zu sagen. „Der einzige Mann, der in der jetzigen bösen Zeit als Ratsherr am rechten Posten ist, der seiid ihr, Bäni, und kein anderer.“ — Jetzt war der Schuß hinaus — er hatte gut getroffen. Zuerst zeigte sich der Schindacher-Bäni ganz überrascht, erstaunt, entrüstet und wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, — nein, nein, das könne nicht sein, absoluti nicht, dazu sei er zu alt, zu

wenig gebildet, er habe nicht Zeit dazu, wolle sich sein Leben nicht verbittern u. s. w. Als aber der Xaveri sagte, da müsse man halt auf einen andern denken, etwa auf den Dolder-Kaspar, oder den Steinegg-Wendel, oder des Seppetenis Hausi — da lenkte der Schindacher-Bäni schnell ein und sagte: „Am End — in Gottes Namen, wenns nicht anders sein kann, so werd' ich mich halt denk opfern müssen und mich drein schicken zum Nutzen und Frommen des lieben Vaterlandes.“

Am Abend ließ der Schindacherbauer beim Nachtessen die Mostguttern extra noch einmal füllen und holte zum größten Neger der Chriesenz sogar noch die Chriesiwasserflasche aus dem Eckgängerli und schenkte selber dem Xaveri ein Gläsli und noch eins ein, so daß der Niederhuseler spät am Abend ganz angeheizt von seiner Stör heimkehrte und lauter als je den Lautenbacher pfiss.

II. Ein neugewählter Ratsherr und ein abgeblister Schwiegersohn.

Frühling war und der letzte Sonntag im April, wo zu Wyl an der Aa unter den altehrwürdigen Kastanienbäumen die Landesgemeindetagen sollte, nahte heran. Der Niederhuselschuster hatte inzwischen die Zeit gut benutzt, für den Schindacher-Bäni gewiebelt und gearbeitet und schier ein Paar Schuhe durchgelaufen, sogar zu wiederholten Malen Chleipen und Wätsch bekommen, bis es ihm gelungen war, so viele Stimmen zu werben, daß die Wahl seines Kandidaten gesichert erschien. Es war eine ziemlich harte Nutz, die der gute Xaveri aufbeissen mußte, denn der Bäni als Ratsherr wollte den Leuten nicht recht einleuchten und manch einer ließ sich vernehmen, er wollte lieber dem und dem, als dem Schindacher-Bäni seine Stimme geben. Es wurde auch viel gespöttelt und eines schönen Morgens stand auf der Schindacher-Stallthüre mit Kreide geschrieben:

„s Ratsherr wärdä, ‚s Ratsherr wärdä
Das mag der Bäni scho verlydä,
Und wenn er ai nid z'dummä ist
So ist är ai nid z'gschidä.“

Im Stillen wurde von der Gegenpartei für den Sternenwirt gearbeitet. Der Sternenwirt war kein Dummer. Er verstand es, mit den Leuten umzugehen, redete nicht immer, wie er dachte, und war so süß, wie ein Hunghäusen, wenn er sich bei jemanden einschmeicheln wollte. Auf ein paar Fränkli Geld und ein paß Maß Most kam es ihm auch nicht an.

wenn es galt, sich gute Freunde zu erwerben. Er war Mitglied der verschiedensten Vereine — aber Ratsherr war er noch nicht. — Und doch wäre er gar grüseli gerne im Landrat gesessen. Seine Wirtschaft war eine Zeit lang sehr gut besucht, hatte aber später viel verloren, seitdem man wußte, daß dort im Stillen viel über die Regierung geschimpft und aufgegeht wurde, daß nur Bauern im Rate sitzen und die Intelligenz nicht vertreten sei. Der Sternenwirt wußte sich auch einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben. er hielt verschiedenen Zeitungen, ließ sogar hie und da ein Redli los bei einem Schützenfest oder Kilbiessen, wenn es ihm auch grüseli langsam zwischen den Bähnen herauskam und er schier mehr — eh — eh — als etwas anderes sagte. Seine Tochter, das Schanettli war nicht weniger gebildet, als der „Baba.“ Obwohl es bald 30 Jahre zählte, gängelte und schwänzelte es noch, wie ein ganz junges und hatte so zarte Manieren. Es war nämlich in einem Institut gewesen, konnte Klavier klimpern, häckeln, prodieren und sogar etwas malen, verstand auch etwas Französisch aber nicht gar grüseli viel, aber das Tanzen war ihm ziemlich geläufig. Eine eigentliche Schönheit war das Schanettli nie gewesen, es hatte einen etwas stechenden Blick und die Augenbrauen waren über der Nase zusammengewachsen, das Kind war etwas zu spitz, die Nase zu stark eingedrückt, — vom Munde aber sagten böswillige Leute, man könne leicht einen Holzschuh hineinwerfen, wenn er sich beim Gähnen öffne. Schanettli gähnte zudem noch recht oft, denn es lag gerne lang im Bette und ließ sich den Kaffee bringen, wenn's noch in den Federn lag, in der Haushaltung nahm es sich nichts an. Dagegen war das Töchterlein in der Wirtsstube thätig, ließ sich von den Herren und in Ermangelung solcher auch von den Bauern die Aufwartung machen und schwänzelte und scharwänzelte um die jungen Burschen im Dorfe herum, aber keiner wollte anbeissen.

Schanettlis Vater sollte also auch Ratsherr werden, man war für ihn nicht minder thätig, als der Xaveri für den Schindacher-Bäni, aber man arbeitete mehr im Stillen und traute der Sache weniger. Kein Wunder, wenn daher viele auf den Ausgang der Wahl gespannt waren.

Der letzte Sonntag im April war angebrochen und um die Mittagszeit strömte Alt und Jung dem Landsgemeindering zu. Freudlich lächelte der blaue Himmel über den im ersten Blätter-

schmuck prangenden Kastanienbäumen, ein angenehmer Wind wehte von den noch mit Schnee bekleideten Berggipfeln her, die Matten leuchteten goldgelb übersät mit Butterblumen und ein reiches Blütenkleid zierete zahllose Bäume.

Schon war der Ring dichtbesetzt mit hundärmigen Landsleuten, auf der Umfassungsmauer hatte sich das schöne Geschlecht postiert und in den Bäumen herum krappelte die männliche Jugend, die Zukunft des Landes. Jetzt erschallte Trommelwirbel auf der Straße von Stans her, der Zug der hohen Landesregierung nahte heran. Von einem Schwarm Buoben und Mädchen umflutet schritt ernst und würdevoll der Aecherlituirä als Helmiblaser voran. Der ehrwürdige Greis im weiszroten Kostüm der Landsknechte hatte schon viele Jahre das Harsthorn getragen und ihm jene langgedehnten, wehmütigen Töne entlockt, vor denen einst Österreicher und Burgunder erbebten. Dem Helmiblaser folgten die Trommler und Musikanten, dann eine Kompagnie Soldaten als Ehrenwache der hohen geistlichen und weltlichen Obrigkeit, die von Beamten und Weibeln begleitet, in gemessenen würdevollen Schritten einherwandelte. Den Zug schloß eine Anzahl Bürger, Vertreter des freien Volkes von Nidwalden. Nachdem die Obrigkeit den Ring betreten und der Landammann, die Landschreiber und der Läufer das Herdplätteli, so wurde ein erhöhter Platz in der Mitte des Ringes genannt, bestiegen, die Weibel als Stimmenzähler sich aufgestellt hatten, legte sich allmählig das Summen und Tosen der Stimmen. Es wurde stille und der Landammann ließ seine Blicke würdevoll über die Menge im Kreise dahingleiten, dann schallte seine Stimme kräftig durch die lautlosen Reihen: „Getrüwe liebi Landslüt. Es hat bereits Zwölf geschlagen und wer Willens ist, daß die ordentliche Landsgemeinde ihren Anfang nehme, soll seine Hand erheben.“ Jetzt entblößten sich die Häupter, die Geistlichkeit stimmte das „Veni creator“ an und eine feierliche ernste Stimmung erfaßte das anwesende Volk. Der Niederhuselischuster betete besonders kräftig und dem Schindacher-Bäni rann jetzt schon der kalte Schweiß über die eingefallenen Backen herab im Vorgefühl der hohen Würde und Burde, die auf seine Schultern gewälzt zu werden drohte. Die nun der Reihe nach erfolgenden Wahlen des regierenden Landammannes, des Statthalters und Säckelmeisters berührten ihn wenig, je näher aber der Augenblick der Ratsherrenwahl heranrückte, um so lauter begann sein

Herz zu klopfen. Angstlich schaute er nach dem Schuhmacher Xaveri aus, voll Besorgnis, er möchte gar nicht anwesend sein und der geplante Vorschlag seiner Person unterbleiben. Gottlob! Dort stand der Xaveri mitten in einer Schaar Gleichgesinnter und drillte sein Schnäuzchen und studierte offenbar seine Rede. Aber nicht weit vom Veri entfernt stand der Sternenwirt und machte bald ein paar Augen, wie ein armer Sünder auf der Richtstätte, bald plauderte er mit seinen Parteigenossen im Kreise und nickte ihnen verständnisimig und voll Siegesgewissheit zu.

Der Bäni hältte die Faust im Hosensack beim Gedanken, daß es am Ende doch noch fehlen und sein Gegner triumphieren könnte. Jetzt überläuft's ihn heiß und fast und Schweißtropfen wie Chriesi kugeln an seiner Nase herab, der Landammann verkündet laut und verständlich, daß die Stelle eines Ratsherrn durch Todfall erledigt und neu zu besetzen sei. Er hält Umfrage bei den getrübten lieben Landsleuten, wer einen Vorschlag machen wolle. —

Ein paar Augenblicke ist es stille, mäuschenstille im weiten Ring, die vorstehenden Herren schweigen und wiegen ihr sorgenschweres Haupt, —

der Schindacher-Bäni wagt nicht zu schaufen. Noch einmal fragt der Landammann: „Will niemand von den lieben Landslütten einen Vorschlag machen?“ Jetzt tritt der Niederhuseli-Veri vor, zieht die Kappe ab und öffnet seinen Mund zu einer wohlüberlegten Rede. Aller Blicke richten sich auf den Redner, er beginnt: „Hochgeachteter Herr Landammann, hochverehrte vorstehende Herren, getrübte, liebe Landslüt. Ich bin zwar nur einer vom sitzenden Handwerk und kein G'studierter und habe keine Brillä auf der Nase, aber säß wetti doch, Bähni gägä Eis ich findä nu ä Ma uisä, wo's Zyg zumäna Ratsherr und 's Härz am rächtä fläck hed. Als isch zwar nur ä Buiräma — —“



„Bravo, bravo, juhui, juhui!“ tönte es von verschiedenen Seiten. — „Ja, ä Buiräma!“ rief Xaveri mit erhobener Stimme, durch den Erfolg ermutigt, „und zwar ä fermä, ächta — und einä, wo nu ä chli Haar a dä Bähndä hed. Ar ist ai nimmä z'jungä, kai Sprüngig und kai Hitzchopf, aber ä g'standnä Ma, wo fürs Wohl des Landes cha vstah und ai nu eppis dr vo verstahd, wiemä ä Chue thuod mälchä!“ „Juhui, huhui!“ jauchzte es wieder. „Dä Ma“ fuhr Veri fort „dä Ma, wo ich jetzt dä liebä Landlytä als Ratsherr vorschlah, das ist dr Bäni usm Schindacher! — „Bravo und juhui“ tönte es wieder, aber schon etwas schwächer, als die vorigen Male und den Bäni überließ es bald g'sittig heiß, bald eiskalt, er schlötterte mit den Beinen und mußte sich schier am Baschileni-Nazi, der neben ihm stand, festhalten. „Ist noch jemand anders, der ä Vorschlag thuot?“ fragte der Landammann weiter. Alles blieb still und schon sollte abgestimmt werden, da erhob sich der Blätzetürti-Schang, ein Schneide und sagte: „Ich bi ai einä vom sätzäda Handwärch und g'seh ai ohni Brillä und ha ai nu ainä gfundä, wo zumäna Ratsherr 's Zyg hält. Ar ist zwar kai Buiräma — aber doch ä Chräma — und hed scho mängä Hungrigä g'spisä und mängä Durstigä tränkt. Ar ist guot gägä die armä Wyt und d' Bätzä chläbedem nid a dr Fingera, wie mängem andärrä. Ich dr Gschidheit nuhm äss nu mit mängem uif, wo älter ist. Und dä Ma, wo ich vorschlah, das ist der Stärnawirt. . .“ „Bravo, bravo!“ tönte es da und dort aus den Reihen und der Schindacher-Bäni hiß sich vor Angst schier die Fingernägel ab. Gottlob! daß bald abgestimmt wurde. Zuerst kam der Schindacherer in die Wahl; die Hände flogen empor und zwirbelten und zappelten in der Luft, daß es einem vor den Augen flimmerte. „Als hedä, mier heuds! Juhui, juhui, äs hedä!“ So jauchzte

und tobte es. — Nun wurde über den Sternenwirt abgestimmt, aber er hatte bei weitem nicht das Mehr, wie seine Gegenpart und kleinlaut schwiegen seine Anhänger. Der Fleigernheller-Chasp lief sofort nach der Wahl des Bäni nach dem Schindacher, um dem Chresenzi und dem Theresli die Freudenbotschaft zu überbringen und den Beteulohn in Empfang zu nehmen.

Die Beiden saßen neben dem Gaden unter dem Heuläppenbaum auf einem Bänkli, als sie den Chasp daher laufen sahen und schon von weitem hörten, wie er schrie: „Der Bäni ist Ratsherr worden!“ Die Chresenz fuhr von ihrem Sitz auf und machte einen Buckel, wie die Katz vor einem Hunde und rief: „Was, Ratsherr! So, das auch noch! Muß er nicht gnug steuern und zahlen und hat er nicht gnug Auslagen, muß er auch noch der Ratsherr spielen und Kösten haben! Gang mer du mit deinem Ratsherr!“

Der Fleigernheller-Chasp, der ein Botenbrod, einen hübschen Batzen Geld für seine Botschaft erwartet hatte, war nicht wenig verdutzt, als ihn die Chresenz so anschauzte. Er stand mit offenem Maule da und wußte keine Antwort, die Chresenz aber drehte ihm den Rücken und ging schimpfend und schnurrend ins Haus.

Sobald die Alte hinter der Hausthüre verschwunden war, langte's Thereseli in den Sack und drückte dem Chasp ein Fränkli in die Hand. „Da Chasp,“ sagte sie, „da hast du zu einem Most, nimm's der Chresenz nicht übel, sie ist heute nicht recht zwieg, und drum so schnurrig. Aber sag' mir, Chasp, wer hat den Vater vor'schlagen; hat er ein großes Mehr g'habt?“

„Der Veri im Niederhuseli, du kennst ihn ja,“ sagte der Fleigernheller-Chasp und zwinkerte mit den Augen, „der Schuhmacher hat deinen Vater vorg'schlagen. Er hat eine appartig schöne Red g'halten und und gjuzet haben sie, man hat es z' Stans innen ghört. Der Sternenwirt ist wüst abengheit, o Jegerli, wie wenig Händ hat er g'habt und der Blezeturti-Schangli hat sich g'schämt wie ein nasser Budel, als der Landweibel das Mehr ausengab. Jetzt hats der Veri beim Vater gewonnen. Ja, ja, Thereseli, freu dich, jetzt gibts nä Schick, und am Hochsig helfe ich auch schießen, Thereseli; das muß chleppen, das muß chleppen!“ „Was du nicht schwägest!“ schmolzte das Meitschi, „hör auf, oder ich laufe dir davon, wie die Tante! So dummi zu reden, schäme dich, Chaspi!“ Aber

der Chaspi lachte wie ein Schelm, dankte dem Thereseli noch einmal für das erhaltene Fränkli und ging heiter gestimmt seines Weges. Das Thereseli aber saß noch lange ganz allein auf dem Bänkli unter dem Heuläppenbaum und stierte in den Boden hinein — da durchzogen allerlei Gedanken sein Herz und Hoffnung und Furcht stritten mit einander um den Vorrang.

Am Abend kam der neue Ratsherr vergnügt nach Hause. Der Veri gab ihm das Geleite und trank noch ein Most und ein Chriesiwässerli drauf. Das Thereseli meinte gar, der Vater solle eine Maß Wein holen lassen, aber die Chresenz that wie eine Wilde und der Herr Ratsherr gab ihr Recht und sagte, wenn der Veri den Most nicht saufen wolle, so solle er ihn stehen lassen. Das Thereseli machte große Augen, als es den Vater so reden hörte und der Barometer seiner Hoffnung sank schier zum Regenwetter hinab, — wenig fehlte, es hätte Thränen gegeben. Der Xaveri blick noch bis zum Zunachten auf dem Schindacher, dann aber verdeutete es ihm der neue Ratsherr, es sei nun Zeit, daß der Veri heimgehe; als Ratsherr habe er, der Bäni, doppelte Pflicht, darüber zu wachen, daß seine Kinder ein gutes Beispiel geben und sein Meitschi dürfe ihm nicht z'lang aufzubleiben.

Veri ging, aber der Schuster hatte heute sein Pfeiflein eingesteckt und der Lautenbacher tönte nicht von seinen Lippen. Dagegen stieg eine gewaltige Täubi aus seinem Herzen auf. „So, so!“ brummte er, „das ist jetzt der Dank, daß ich den Heuchler als Ratsherr vorgeschlagen habe! Ohne mich, den Schuhmacher-Veri wäre der alte Geizteufel nie zum Ratsherrn gewählt worden — und jetzt, jetzt jagt er mich noch schier zum Haus hinaus! — Wie einem Hund gibt er mir den Schuh! Ist das der Dank?“ Entrüstet wandte sich der Veri um und streckte seine Faust gegen den Schindacher aus. „Ist das der Dank?“ rief er noch einmal ganz laut. Dann machte er ganze Wendung und schritt, zeitweilig still stehend und laut vor sich hin sprechend weiter. „Ist das der Dank?“ wiederholte er noch drei bis viermal. Dann blieb er wieder stehen und sagte zu sich selber: „Nein, es kann doch nicht sein, ich bekomme das Thereseli doch, gewiß ich bekomms. — — Ich bin ihm ja im Buechli, dem Ratsherr, und wenn ich ihn um die Tochter frage, so darf er sie mir nicht absehn. Nur Gurasch, Veri! Fragen mußt du, und zwar morgen schon. — — Ja ich frage! — Neinen

Tag länger warte ich. — Jetzt ist der rechte Augenblick da, jetzt ist der neue Ratsherr noch warm, jetzt muß es sich entscheiden, entweder oder.“ Rätscher schritt der Schuster seinem Häuschen zu. Die Hoffnung begann ihm wieder zu leuchten, aber lange wälzte er sich im Bett hin und her, bis ihn endlich gegen Morgen der Schlummer umfing — — er träumte vom Thereseli und vom Ratsherr, der ihm aus lauter Dankbarkeit für seine Wahl die Tochter zur Frau gab. —

Als der Veri erwachte, schien die Sonne bereits in seine Kammer. Gähnend stand er auf und kleidete sich an. — Er frühstückte, nahm dann dieses und jenes zur Hand, aber es war ihm nicht ums arbeiten. Immer drohete ihm das Thereseli im Kopf herum und der Gedanke, jetzt müsse sich die Sache entscheiden, wollte ihn nicht verlassen. Gegen Abend legte der Xaveri die Sonntagskleider an und nahm den Weg nach dem Schindacher unter die Füsse. Der Ratsherr stand unter der Hausthüre und fragte den Schuster, als er ihn heran kommen sah: „Woaus noch heut Abend?“ „Zu euch, Ratsherr,“ sagte der Veri kurz, „ich habe etwas mit euch zu reden.“ „He, so chum is Stübli inen,“ entgegnete Bäni trocken; man merkte es ihm steinhart an, daß ihm wenig drum war, dem Schuster Audienz zu geben. „Sitz, Veri, was hast z'brichtä?“

Im Veri sott und kochte es, wie in einem Kessel; er war voll bis aus Halszäpfli und doch wollte es ihm nicht heraus, er nürgte etwas umen, von wichtigen G'schäften und schwerem Herzen, wie sich die Sache endlich entscheiden müsse und wie er nicht mehr länger warten könne. Der Bäni merkte wohl, wo der Schuster hinaus wollte, aber er that nichts dergleichen und war ganz vernagelt. „Ein Dienst ist des andern wert“, platzte endlich Veri heraus. „Ihr seid durch mich Ratsherr geworden, das seid ihr und jetzt thut ihr mir sicher auch eine Gefälligkeit.“ „He, was ipts denn?“ fragte der Ratsherr. „Brauchst Geld oder muß ich dir Bürgschaft leisten? Weißt, die Zeiten sind schlecht und unsereiner kann nicht immer — — —“ „Das ipts nicht“ fiel ihm Veri in die Rede. „Ich hab, Gottlob, keine Schulden, im Gegenteil, ich hab einen schönen Batzen Geld beisammien, Ratsherr, das ipts nicht. Aber ich sehe immer besser ein, daß ich nicht länger so allein bleiben kann — und — eh — eh — daß — ja daß ich — daß ich

eine — eigene — eh — eh — Haushaltung anfangen muß.“ „Das wird dir niemer verwehren,“ entgegnete der Ratsherr. „Das schon nicht, aber, aber zum Heiraten gehört halt eben auch ein Weibervolch — das einen mag und einem hilft und . . .“ „Weibervolch das gerne heiratet gibts gnug,“ prophezeite der Ratsherr, „mehr als gnug.“ „Aber solche die 's Zeug zu einer guten Hausfrau haben, sind halt doch selten,“ entgegnete Veri und kramte verlegen in den Haaren. „Ich wüßte ein braves Meitschi, das mich gern hat und das ich gern habe und —“ Jetzt machte der Veri eine Pause und schnaufte tief; der Ratsherr aber drehte an seinem Westlichnopf und schaute steif in die Ecke hinein. „Ein braves Meitschi“, fuhr Veri weiter; „es ist, ja es ist — nehm' mir nicht übel, Ratsherr, es ist euer Thereseli!“

Boz tausend, wie der Ratsherr pötzlich aufschlendete und ein Paar Augen machte. „So!“ rief er mit erregter Stimme, „so, willst da hinaus? Du, du, ein Schuhmacher, du wagst es, um eine Ratsherrentochter anzuhalten, du, der du nicht gnug z'essen hast und bei fremden Leuten umenschleinen mußt, du, der du kein ganzes Hämli am Leib und keine fünf Batzen im Geldsäckel hast, du Hungerleider, du willst mein Thereseli heiraten. Nein, b'hüetis nein! deswegen hättest du deine Sunntighosen nicht anlegen und nicht zu mir aufen kommen müssen, an einen solchen Hungerleider verhandelt ein Ratsherr seine Tochter nicht!“

Das war für den Veri starker Pfeffer; er sprang ebenfalls auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, ein Lump und Hungerleider sei er nicht, und das leide er nicht. Er sei so gut, ja noch viel mehr ein Ehrenmann, als der Bäni, und wenn er, der Xaveri, auch kein Ratsherr sei, so wisse er wenigstens doch so viel, daß der Bäni nie Ratsherr geworden wäre, ewig nie, wenn ihm nicht, er, der Xaveri, dazu geholfen hätte. — Wenn der Bäni meine, er sei zu schlecht für ein Ratsherrenmeitschi, so wolle er expreß zeigen, daß noch andere Meitschi da seien, die er bekommen könne, ebenso reiche, als die Schindacherjumper.“

Mit diesen Worten griff der Veri nach seiner Kappe und stürmte zur Stube hinaus und schleuste die Thüre, daß alle Fenster zitterten und die Ehrenz zum Tod erschrocken die Herdäpfelpfanne fallen ließ.

III. Eine Heirat mit Express- und Schnellzug.

Schnurstracks begab sich der Niederhuseli-Xaveri zum Sternen und bestellte ein Most. Im Sternen waren noch einige Bürger versammelt; der Hosenbändel-Hansi, der Schnurri-Franz, der Spengler-Badist und der Wäschlumpen-Lunzi saßen dort an einem Tisch beisammen.

Obwohl der Veri aus Aerger über den Schindacher-Ratsherr das Haus seines Gegners aufgesucht hatte, so hielt er sich doch abseits und setzte sich nicht zu den Anhängern des Sternenwirts. Voll Groll und Enttäuschung schüttete er ein Glas Most nach dem andern hinter sein Halstuch hinab. — Die andern Gäste mochten etwas ahnen; sie spöttelten und lachten, schielten nach dem Veri hinüber und lieselten einander in die Ohren. Das Schanettli aber brachte dem Veri ein Glas Most über das andere und setzte



lich sogar zu ihm hin und redete grüseli manirlich und füß. Es fragte den Schuster, ob er viel Arbeit habe, und ob es ihm nicht z'langweilig sei, so allein in seinem Huseli zu wohnen. Dem Veri fing es schier an warm zu werden unter seinem Westli und er dachte bei sich, das Schanettli sei doch nicht so, wie die Leute es verschreit und umenzogen haben, es sei doch ein ganz manirliches und dinges Meitschi. — Bald mußte des Sternenwirts Tochter zu den andern Gästen und der Veri saß wieder mutterseelenallein an seinem Tische. Da rief der Wäschlumpen-Lunzi: „He, Veri, willst Einsiedler werden? Komm doch zu uns herüber! Da ist noch gnug Platz!“ Bögernd folgte der Schuster der Einladung. „An-

gestoßen, Veri!“ rief der Hosenbändel-Hansi und bald pütschten die Gläser an einander, daß es klingelte. „Mußt nicht meinen, daß wir öppen nicht auch Menschen seien“, sagte der Spengler-Badist, „wenn wir schon gestern für den Schindacherer die Hände nicht aufgehobt haben an der Landsgemeinde!“

Jetzt lief dem Veri das Gallenhäfeli über, er wurde used, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Recht habt ihr gehabt, recht, ganz recht, daß ihr für den Halunken keinen Finger aufgestreckt habt. Ich bin ein Esel gewesen — ein verrückter Narr, daß ich für einen so miserablen, elenden Heuchler auch nur ein einziges Mal das Maul aufgethan habe. Ich gäbe einen Finger von meiner Hand, wenn ich den alten Lump nie vorgeschlagen hätte!“

„Bravo, Veri!“ riefen die andern. „Besser späte Reue, als gar keine,“ spöttelte der Schnurri-Franz. „Aber gelt, Veri, der alte Schindacherer hat dir einen hübschen Lohn gegeben für deine Mühe?“ „Eine ganze Drucke voll Gütten!“ höhnte der Spengler-Badist, „und 's Thereseli dazu.“ Ein wieherndes Gelächter folgte dieser Bemerkung. Veri wurde immer erregter. —

„Ich will vom Alten nichts mehr wissen — und vom Meitli ebenfalls nichts; 's ist alles z'samen Lumpenpack, was im Schindacher wohnt. Der und der soll mich holen, wenn ich sie je wieder anluoge!“ Die Gäste am Tische wurden immer neugieriger und der Veri, der dem Most ziemlich stark zugesprochen hatte, wurde immer offenherziger. Er erzählte in der Aufregung, wie ihn der Ratsherr ausengheit habe, als er dem Thereseli nur habe guten Abend sagen wollen. „Und deswegen bist du so aufgebracht, Veri!“ rief der Wäschlumpen-Lunzi. „Das ist ja ein wahres Glück für dich. Das Theresi ist keinen Balzen wert, ein Gottli und ein Hootsch. Das paßt nicht zu einer Hausfrau. Da bekommst du eine andere, Bigoscht, das meine ich, so ein Bursch, wie du, mit der Bildung und dem Kredit und mit einem solchen Verdienst.“ „Ja, so ein flotter Kerl,“ sagte der Sternenwirt, „so ein flotter Kerl, wie der Xaveri, der kann ausslesen; 's wär schad, wenn ein so schönes Roß, mit einem Eseli am gleichen Karren ziehen müßte. — Respekt von dir, Xaveri, daß du mit des Schindachers nicht verwandt werden willst. Wenn du an der Landsgemeinde schon zum Alten gestanden bist, so kann ich dir das nicht übel nehmen. Aber weist, auf d'Länge geht so öppis

nid. Dein gesunder Verstand litt das nicht, er mußte zur Einsicht kommen, daß hab' ich immer gesagt. Respekt vor dir, Xaveri. Express müssen jetzt noch ein paar Flaschen vom Petschierem her, dem Schindacher-Bäni z'trotz."

Polz tausend, wie das Schanettli gümpele und die Flaschen holte. Jetzt wurde wieder angestoßen und getrunken, und dem Niederhuseler wurde ein Lebhoch gebracht. Das Schanettli mußte auch mit dem Veri austößen und ihm Bescheid thun, und der Veri hielt eine Niede, aber er wußte nicht mehr recht, was er sagte. — Gleichwohl jauchzten seine neuen Freunde Beifall. Bis über Mitternacht saßen sie beisammen — der Xaveri war der letzte der sternewoll den Sternen verließ. Das Schanettli zündete ihm die Stiege hinab und sagte wohl mehr als zehnmal, er solle ja wiederkommen.

Im Zickzack steuerte der Schuster seinem Häuschen zu, halb angekleidet warf er sich aufs Bett — aber er konnte nicht schlafen. Was am Abend vorgegangen war wirbelte und stürmte durch seinen Kopf. Der Matscherr tanzte mit dem Sternenwirt und 's Schanettli mit dem Thereseli und dazwischen tönte es süß und lieblich: komm bald wieder zuonis! — Veri erwachte und rieb sich die Stirne. Er hatte schrecklichen Durst und es war ihm, als hätte er einen Händchen im Maul. Bald besann er sich wieder des Vorgefallenen, ballte seine Faust und trallte seine Finger zusammen, als wollte er den Schindacher-Bäni erwürgen. Dann dachte er wieder ans Schanettli und seine zarten Manieren und seine süße Einladung. „Ja, ja, ich chume wieder!“ rief er jetzt lebhaft aus, „ich chume wieder. Express, dem Bäni z'trotz heirate ich das Schanettli, ja, das thu ich. Du alter Geizteufel sollst wissen, daß ich noch eine andere bekomme, als deine Tochter, daß ich auslesen kann, wenn ich will. Heute noch gehe ich schnurstracks zum Sternenwirt und mache es mit ihm aus wegen seiner Tochter — fertig, abgeputzt.“

Und der Xaveri ging, er ging geradenwegs zum Sternenwirt und machte keine lange Einleitung, sondern hielt kurz und einfach um das Schanettli an. Der Sternenwirt, dem seine Tochter schon lange feil war und der an dem Niederhuselischuster eine nicht zu unterschätzende Kraft für seine Partei zu gewinnen hoffte, hatte zuerst allerlei Bedenken und Einwendungen, gab aber bald sein Jawort — und das Schanettli griff ebenfalls mit beiden Händen zu und war

glücklich, überglücklich, endlich einen gefunden zu haben, der anbiß.

Bei ein paar Flaschen Petschierem wurde die Verlobung noch am gleichen Abend gefeiert; man muß das Eisen schmieden, wenn es glüht, dachte der Sternenwirt. Die Freunde vom vorigen Abend wurden rasch zusammen getrommelt und das Lob, das über den Veri ausgeschüttet wurde, ergoß sich in Strömen; das Händeschütteln und Gratulieren wollte kein Ende nehmen.

Zwar hatte der Niederhuseler auch schon davon gehört, wie der Sternenwirt in Schulden innen stecke, ärger als der Hund in den Flöhen, wie er es nobler gebe, als er es vermöge und wie sein Geschäft nicht rentiere, wie eigenhändig und dummkopf, wie eingebildet und hoffärtig das Schanettli sei, vom Schaffen nichts verstehe und nur das Dämeli spiele, aber der Veri hielt das für Weibergeschwätz und dachte, der Neid übertreibe alles, — man möge dem Sternenwirt sein Glück nicht gönnen u. s. w.

Der Xaveri war nun britscher als je und ringelte sein Schnäuzlein und rückte seine Kappe auf die Seite und rührte sich, jetzt könnte er dem Matscherrn zeigen, wie er ohne ihn und ihm z'trotz eine reiche und hübsche und gebildete Frau bekommen habe. —

Im Herbst sollte die Hochzeit gefeiert werden. Inzwischen verkaufte der Veri sein Häuschen am Waldraud, denn das Schanettli hatte ihm gesagt, es passe doch nicht für ihn, so neben ussen zu wohnen, es müsse halt denk doch in der Wirtschaft hie und da aushelfen, sonst komme der Vater in Verlegenheit und die Gäste hätten wegen ihm, d. h. dem Schanettli lange Zeit und die Freunden im Dorfe hätten es hoch und heilig beschworen und seien schier vor ihm aufgeknieet, es solle doch der tujiggottswillen das Dorf nicht verlassen, sonst sei es da gar entsetzlich langweilig, wie in einem Käfig, wo's Karnari ausgeslogen sei und besonders das musikalische Leben müsse in der Residenz darunter leiden. Es finde auf dem Lande keine quadrate (es wollte sagen: adäquate) Beschäftigung und es sei himmelschade für seine Talente u. s. w.; auch der Bräutigam könne im Dorfe mehr leisten, als abseits, er werde jedenfalls bald zu Würde und Aemtern kommen, da sei es nur am Platze, daß sich der Veri eine Wohnung im Dorfe miete.

Im Herbst sollte die neue Wohnung neben dem Sternen bezogen werden; Veri gedachte ein

Schuhhandlung einzurichten und hoffte, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden.

Im Spätherbst wurde die Hochzeit gefeiert, es ging dabei hoch her. Geschossen wurde, daß die Fenster im ganzen Dorf erkitterten, im Sternen wurde ein großes Hochzeitsmahl abgehalten. Zahlreiche Gäste waren geladen, der Wein floß in Strömen und die ausgesuchtesten Pasteten waren aus der Stadt bestellt worden. Am Abend wurde getanzt und die ganze Nacht hindurch haselirt und jubelirt, gesaucht und gepoltert, daß die Nachbarn kein Auge schließen konnten. Dem Schindacher-Ratsherr wurde in aller Frühe eine Katzenmusik gemacht und als er am Morgen sein Haus verließ, sah er, wie der Lattenhag am Garten ausgerissen und das neue Sodhuseli umgestürzt war.

Anfangs ging es dem Schuster mit seiner Frau recht ordentlich, der Veri hatte mit seinem Schanettli Geduld, wie ein Engel. Wenn die Suppe versalzen war, so verzog er keine Miene, war das Fleisch angebrannt, so würgte er es gehorsamst hinunter, befand sich ein Haar in der Suppe, oder sonst etwas, das gerade nicht hinein gehörte, so ließ er es nicht merken. Geduldig stellte er ein Mägdelein an, denn die Hausfrau sagte, mit dem Wischen und Waschen und Fegen und Putzen gebe sie sich nicht ab, sie habe dazu zu zarte Hände und es schade ihr beim Klavierspielen. Die meiste Zeit des Tages war Frau Schanette im Sternen und spielte die Dame. Der Veri kratzte hinter den Ohren und pfiff viel weniger den Lautenbacher als früher; er dachte im Stillen, hätte ich nie geheiratet, — aber er dachte es nur, denn so etwas zu sagen schämte er sich. Bald fühlte er sich vereinsamt und gelangweilt, denn er sah deutlich genug ein, daß er an seiner Frau keine Stütze, keine Hilfe, sondern nur einen recht beschwerlichen Anhängsel habe, daß sie ein Babi und Ditti sei. —

Noch etwas anderes drückte den armen Xaveri. Das Schanettli brauchte heidenmäßig viel Geld für die Haushaltung. Es fleckte alles nichts, der Xaveri wußte angeschaffen und zahlen und blechen und bekam doch nichts Rechtes zu nagen und zu beißen.

Eines schönen Tages kam auch der Papa Sternenwirt zu seinem Schwiegersohn und fragte ihn, ob er ihm nicht ein paar hundert Fränkli Geld leihen könne; er sei im Begriffe einen äußerst vorteilhaften Handel abzuschließen, ein famoses Geschäftli zu machen. Das Unternehmen

sei absolut sicher und kolossal rentabel. In ein paar Monaten könne er, der Sternenwirt, alles wieder umerben geben, es sei gar kein Risiko und der Veri mache sicher ein hübsches Profitchen. Geld bekomme er, der Sternenwirt, eigentlich mehr als genug, er habe Kredit, wie keiner im ganzen Lande — aber er möge den Schick seinem Fremden gönnen und wolle den Profit lieber seinem Schwiegersohne zuhaben, als etwa einem fremden Hidel.

Der Veri war verlegen, sehr verlegen. Vom Gelde für sein verkaufstes Häuschen war wenig, blutwenig mehr übrig. Die Schuhhandlung einzurichten hatte ihn ein Heidengeld gekostet; das Geschäft florierte nicht, gar nicht. — Die Leute hatten ein Misstrauen, fertige Schuhe im Laden zu kaufen, sie zogen es vor, den Schuster auf die Stör zu nehmen. Auf die Stör konnte der Xaveri nicht gehen, er, der Besitzer eines so großartigen Ladens durfte sich nicht so erniedrigen. — Der Veri war deshalb gar nicht auf Rosen gebettet, aber er mußte zum bösen Spiel gute Miene machen und durfte seinem Schwiegervater nicht vor den Kopf stoßen — daher rückte er mit seinem sauer verdienten Balzen heraus und der Sternenwirt strich das Geld schmunzelnd ein.

Monate vergingen, der Sternenwirt sagte nichts mehr vom guten Schick und guten Geschäft und an das Zurückzahlen dachte er erst recht nicht mehr.

Frau Schanette lebte wie eine vornehme Dame auf hohem Fuß; da sie durch Naschereien in ihrer Jugend die Zähne verdorben hatte, so mußte ein künstliches Gebiß angeschafft und in ihren holden Mund eingesetzt werden. Ein neues Kleid folgte dem andern, ein neuer Hut verdrängte den andern. Der Veri seufzte, flagte, schimpfte, — es half alles nichts. Schanettli briegelte anfangs, flagte über Zurücksetzung, Vernachlässigung, Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit ihres Mannes — bald wurde sie wild, wie eine Käze, schnauzte und schnarzte und sagte dem Xaveri alles Wüste ins Gesicht, er sei ein ungebildeter Schuster, ein Grobian, ein Bettelbuob. Das ging dem Veri übers Bohnenlied, er wurde hitzig und polterte drauf los, — so war der Unfriede im Hause, zumal der Kindersegen ausblieb.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Eines Tages brachte man dem Veri die Nachricht ins Haus, der Sternenwirt sei durchgebrannt und

lässe eine große Schuldenlast zurück. Das Schanettli hörte davon und war außer Rand und Band. Es stürmte im Haus herum, wie ein Wespi in einer Moosguttern, bald lief es in den Sternen hinüber, bald kam es wieder heim, rannte in seine Kammer und verriegelte die Thüre — dann kam es wieder mit rotgeweinten Augen heraus und jauselte und seufzte und wenn der Veri fragte, was ihm fehle, so gab es keine, oder eine bissige Antwort. —

Bevor es Abend war, hatte der Veri volle Sicherheit, daß sein Schwiegervater verduftet und daß seine Frau die Tochter eines Erzlumpen sei. Lange, lange saß er auf seinem dreibeinigen Schusterschemel und stützte den Kopf in die Hände — das war Pech, arges Pech, aber der arme Veri konnte es nicht ändern. Jetzt sprang er auf und rannte wie wild in der Werkstatt herum, verfluchte seine unüberlegte Heirat und in allen Ecken sah er den Schindacher-Bäni, wie er ihm entgegen zännete und das Chresenzi, wie es aus Schadenfreude sein zahuloses Maul aus-einauderriß und das Thereseli, das mit seiner Scheibe das Gesicht verdeckte und grüseli brieggte. Der Veri konnte es in der Werkstatt nicht mehr aushalten, er eilte die Treppe hinauf, lief aus der Stube in die Kammer und wußte schier nicht, was er that. — In der Kammer lag seine Frau im Bette, sie habe schrecklich Migräne, jauselte sie. Neben dem Bette lag auf dem Tischchen das neue Gebiß, das Veri seiner Schanette vor vierzehn Tagen angeschafft und teuer bezahlt hatte. Als er desselben ansichtig wurde, kochte sein Zorn auf, er vermochte denselben nicht mehr zu be-mistern. Bitternd vor Wut ergriff er die künstlichen Zähne, warf sie in der Täubi auf den Boden und stampfte mit den Füßen darauf herum. Ein Mark und Bein durchdringender Schrei er-tönte vom Bette her, Frau Schanett saß aufrecht da mit aufgelösten Haaren, stierem Blick und weitgeöffnetem Munde und reckte ihre Arme nach dem Schuster aus — ein Schwall von Schimpf-reden und Verwünschungen strömte auf ihn ein, daß Veri entsetzt zusammenfuhr und schleunigst die Flucht ergriff.

Seit diesem Tage kam das Unheil über den armen Xaveri Schlag auf Schlag. Bald stellte es sich heraus, daß alles wahr sei, was man über den Sternenwirt gesagt hatte. Der Mann war über den großen Bach entwischt, sein Haus wurde versteigert, aber die Verkaufssumme reichte bei weitem nicht hin, die ungeheure Schuldenlast

zu decken, es gab einen riesigen Bankrott — und der Veri konnte seinen sauer verdienten Fränkli nachschauen. — Statt des gehofften schönen Erbes hatte er eine böse und kostbillige Frau — das war Pech, viel Pech. —

IV. Allerlei Verrücktes und ein vernünftiger Ausgang.

Im Frühjahr bezog der Schustermeister Xaveri wieder eine bescheidene Wohnung in einiger Entfernung vom Dorfe, — seine Frau folgte ihm, aber ach, in einem traurigen Zustande. Seit dem Verschwinden ihres Vaters war sie zeitweilig vom Jrrsinn besessen. In solchen Augenblicken tobte und schimpfte sie über ihren Vater und über ihren Mann und überhaupt über alle Menschen in entsetzlicher Weise. Niemand war ihr recht, und kam ihr der Waldi, den der Xaveri nach seinem Wegzug vom Dorfe gekauft hatte und mit dem er bisweilen zur Zerstreuung auf die Jagd ging, in den Weg, so gab sie ihm einen Fußtritt, daß sich das arme Tier heulend unter den Tisch oder das Bett verfroch. Freilich gab es Tage und Stunden, wo die arme Frau etwas ruhiger war, aber verschlossen und misstrauisch blieb sie immer. Ein einziger Trost war dem armen Manne geblieben, das Klavierklimper hatte aufgehört, seine Frau hatte allen musikalischen Genüssen entsagt und würdigte den alten Seufzerkasten keines Blickes mehr. Darum verkaufte der Xaveri bei erster bester Gelegenheit das oft misshandelte Instrument gegen ein Billiges an einen Juden. Im übrigen ertrug er sein Missgeschick mit Ruhe und Ergebung. Er ließ seiner Frau alle nötige Sorge angedeihen und war stets darauf bedacht, daß ihr nichts an der Pflege abging. Wacker arbeitete er wieder darauf los und hielt es nicht unter seiner Würde, wieder bei den Bauern auf die Stör zu gehen. Nur den Schindacher besuchte er nie mehr, dem Bäni ging er sorgsam aus dem Wege und vom Thereseli hatte er schon lange nichts mehr gehört. Die Leute munkelten allerlei; die einen sagten, es sei in die Stadt zu Verwandten gegangen, um die Schneiderei zu erlernen, andere behaupteten, es sei wegen dem Veri hinterlistig geworden und man habe es in einem Narrenhaus untergebracht und die allerpiffigsten meinten gar, die Ratsherrentochter sei ins Kloster gegangen. Nach und nach verstummte auch dieses Gerede; die Frau des Schuhmachers blieb immer in ihrem alten, traurigen Zustand und der Xaveri schickte sich immer besser ins Unvermeidliche. Am meisten freute er sich auf die Jagd im Herbst und es war sein größtes Vergnügen, von seinem Waldi begleitet Busch und Wald zu durchstreifen. Auf seinen einsamen Wanderungen durch Berg und Thal dachte er wohl auch an vergangener Tage, an sein geträumtes Glück und seinen übereilten Schritt.

Nach und nach kam der Xaveri wieder zu Geld, er wurde ein hablicher Mann; bald sah er sich genötigt, Gesellen anzustellen und sein Geschäft zu erweitern; Frau Schanett aber blieb stets dieselbe, besorgte zwar mit Hilfe einer Magd das Hauswesen, aber ihre Zankfucht nahm eher zu, als daß sie sich verminderte. Der siebenjährige Krieg war bereits durchgemacht und das zehnte Jahr des ehlichen Fegefeuers für Xaveri war angebrochen, da kamen Tage, welche die Geduld des Schusters noch mehr auf die Probe stellten, als alle früheren. Die Krankheit der Hausfrau bildete sich immer mehr zur Zobsucht aus, die Gesellen wußten von diesem Zustand und keine Magd wollte mehr im Hause bleiben. Das Schlorpi-Milli mußte sich

schier die Füsse ablaufen, um dem Veri Mägde aufzutreiben, nach acht Tagen suchte sich jede aus dem Staube zu machen.

Bisher hatte Schanett wenigstens noch für das Essen gesorgt, aber eines Tages kam Veri mit seinen Gesellen an einen leeren Tisch. Auf die Frage, wo das Mittagessen sei, ging gleich das Unwetter los, es donnerte, hagelte und blitzte zu gleicher Zeit und wenig fehlte, es hätte auch eingeschlagen. Veri überwand noch einmal den aufwallenden Zorn. Er beredete seine Gesellen, sich für diesmal mit Most und Käse und Brod und etwas Wurst zu begnügen, sagte aber seiner Frau, daß es so nicht mehr fortgehen könne und daß er so etwas einfach nicht mehr annehme. Schanett sagte nichts, ging und schleckte die Thüre, — am Abend stand aber wiederum keine Suppe auf dem Tisch und die Herdäpfel waren nicht gesotten. Jetzt ertaubete der Veri und streckte drohend seine Hand nach der Frau aus — hui, wie fuhr da die Schanett auf! Sie schrie und freischrie, als steckte sie schon am Messer, wütend stürzte sie sich auf ihren Ehemann, um ihn mit ihren Fingernägeln zu bearbeiten — als die Gesellen hereeilten, um dem bedrohten Meister Beistand zu leisten. Etwas unsanft setzten sie die kühne Angreiferin aufs Kanapee und als sie weiter wütete und tobte und um sich schlug und biß, wie ein scheugewordenes Röß, so daß der Schaum auf ihre Lippen trat, da wußten die Männer keinen andern Rat, sie banden der Unglüdlichen Hände und Füße und brachten sie am gleichen Abend noch in den Spital.

Der Spitalarzt erklärte die Kranke sofort für irrsinnig und tobsüchtig und riet dem tiefbeugten Ehemann, darauf zu denken, daß seine Frau in einer Irrenanstalt untergebracht werde.

Schmerzerfüllt kehrte der Veri heim und bestellte für seine Gesellen ein Nachessen im Wirtshaus, er selber aber konnte nicht essen. Gram und Schmerz raubten ihm den Appetit. Die Ereignisse des Tages hatten ihn zu sehr angegriffen, matt und müde begab er sich in die Kammer, um wo möglich im Schlaf Ruhe und Erquickung zu suchen. Wie er bereits halb entkleidet die Bettvorhänge bei Seite zog, da sah er mitten auf dem Bette seinen



Waldi daliegen. „He, he, Waldi,“ sagte Veri zum Hunde. der leise winselte und wimmerte und sich nicht von seinem Platze entfernen wollte, „He, he, Waldi, du machst es dir kommrod. Du bist mir ein frecher Bursche, daß du mein Bett für dich benützen willst! — Packe dich hinunter! Marsch!“ Aber der Waldi blieb liegen und zeigte keine Lust seinen Posten zu verlassen. „Marsch hinunter, sage ich!“ schmähte Veri weiter. — „Geschwind, oder ich komme dir!“ Bei diesen Worten erhob der Schuster seine Hand und versegte dem Waldi eines, daß das Tier auf den Boden purzelte und sich heulend in eine Ecke verkroch. — Kurz darauf wollte sich Veri zur Ruhe begeben; wie er die Thaumdecke aufhob, da sah er mit Entsetzen, daß ein schargeschliffenes Beil unter derselben versteckt lag. Veri mußte sich an der Bettlade halten, kalter Schauer durchrieselte ihn — jetzt wußte er, warum ihn der treue Waldi gewarnt hatte, er wußte auch, was ihm gedroht hatte, wenn seine vom Wahnsinn besangene Frau diesen Abend statt im Spital in seiner Schlafkammer zugebracht hätte.

Gott für seine Rettung dankend, sank der Schuster auf seine Kniee. Er betete, — betete lange und brüning und es war ihm, als wälzte sich nach und nach eine schwere, zentnerschwere Last von seinem Herzen und als hätte er nun Sühne geleistet für einen leichtsinnigen, unüberlegten Schritt. —

Lange, lange konnte der Veri nicht schlafen. . Sein vergangenes Leben zog an ihm vorüber, — er erkannte die führende Hand des Herrn, er sah ein, wie er gefehlt und wie Gott ihn bestraft habe, — aber er erkannte auch die Vatergüte des Allerhöchsten, und sah ein, wie der Herr prüft und Wunden schlägt, um den armen Menschen zu heilen und zu bessern.

Am andern Morgen besuchte Xaveri seine Frau, — es stand noch immer sehr schlimm mit ihr. — Als sich ihr Zustand nach einigen Tagen etwas gebessert hatte, reiste der menschenfreundliche Arzt, der mit Veri herzliches Mitleid empfand, mit der Kranke selber in die nahe Stadt und verbrachte sie in die dortige Irrenanstalt.

Woche um Woche verging; allmählig legte sich bei Veris Frau die Lobsucht, sie wurde ruhiger, aber auch ihre Kräfte nahmen ab, sie wurde schwächer, immer schwächer. Ihr Verstand blieb undüstert, sie versank in dumpfes Schweigen, in trübe Schwermut. In etwas lichtern Augenblicken erinnerte sie sich bisweilen ihrer Vergangenheit, fragte sogar nach ihrem Manne und äußerte den Wunsch, ihn noch einmal vor ihrem Tode zu sehen.

Eines Tages erhielt Xaveri einen Brief, in welchem der Zustand der Kranke geschildert und die Besorgnis ausgesprochen war, die arme Frau möchte wohl bald ihren Leiden erliegen. Sie habe gewünscht, ihren Mann noch einmal zu sehen, und es sei für sie ein Trost, wenn ihrem Wunsche entsprochen werde.

Xaveri las den Brief zwei, dreimal. Die Schriftzüge kamen ihm bekannt vor. — Unterzeichnet war das Schreiben von der Schwester Veronika, — aber eine Schwester Veronika kannte er nicht, hatte er nie gekannt.

Xaveri säumte nicht länger und verreiste schon am nächsten Tage in die Stadt. Die Abteilung für weibliche Kranke der Irrenanstalt, war der Obsorge der Ordensschwestern übertragen, freundlich empfing die Oberin den Schuster und führte ihn in das Krankenzimmer seiner Frau. Mit Rücksicht auf ihren bedenklichen Zustand hatte man der Kranke ein eigenes Zimmer angewiesen und sie einer sorgsamen, erfahrenen Wärterin, der Schwester

Veronica übergeben. Die gute Schwester war mit außerdentlichem Eifer für ihren Pflegling besorgt. Tag und Nacht weilte sie an Schanettes Bett und obwohl überhaupt eine der eifrigsten und sorgsamsten Krankenpflegerinnen schien sie doch im Dienste von Veris Frau ihren Eifer und ihre Sorgfalt zu verdoppeln. Schwester Veronica war gerade anwesend, als Xaveri eintrat — als sie den Schuster erblickte, flammt für einen Augenblick eine glühende Röte auf ihrem sonst bleichen Angesicht auf, sie schien plötzlich ganz verwirrt und aufgereggt, aber bald sammelte sie sich wieder und ruhig und gemessen waltete sie ihres Amtes, als ob nichts in ihrer Seele vorgegangen wäre.

Es war ein rührender Anblick, als Veri seine Frau wiedersah. Bleich und abgezehrt, ein Bild des Fammers und der Schmerzen lag sie da und streckte ihre magere Hand dem Eintretenden entgegen. Sie lispete ein paar Worte des Willkommenes; dem tiefgerührten Veri rollten die Thränen über die Backen herab. Er beugte sich über die Kranke, aber kein Wort kam über seine Lippen, der Schmerz schnürte seine Kehle zusammen, er konnte nur leise schluchzen. „Veri!“ hauchte die Kranke, „Veri! verzeih' mir, ich habe — schwer gefehlt.“ — Veri vermochte seinen Schmerz nicht mehr zurück zu halten, er schluchzte wie ein Kind. „Es ist alles, alles verziehen!“ stöhnte er endlich. „Verzeihe auch du mir!“ Die Kranke schloß die Augen, — ein mildes Lächeln, ein Zug der Befriedigung verklärte ihr Angesicht — ein paar Minuten aber, und ihr Geist war wieder unmachtet. Nach einer Viertelstunde öffnete sie noch einmal ihre Augen, sie blickten starr noch einmal auf den Mann, dem die Sterbende im Leben so viel Leid zugefügt hatte — dann that sie noch ein paar Atemzüge und schlummerte hinüber in eine bessere Welt. —

Veri stand starr und regungslos am Bette, er schaute noch lange ins bleiche Angesicht seiner verstorbenen Frau



und merkte nicht, mit welcher Teilnahme, mit welchem Mitleid die Augen der Krankenwärterin auf ihm ruhten. Endlich erwachte er aus seinem stumpfen Sinn und richtete einige Worte an Schwester Veronica, Fragen über das Befinden der Kranken in der letzten Zeit und Aehnliches. Sie antwortete kurz und bescheiden, aber der Klang ihrer Stimme kam dem Fragenden so bekannt vor, — drang so seltsam ihm zu Herzen. Er schaute der Schwester genauer ins Angesicht, — ja — jetzt — jetzt erkannte er sie und von Schmerz und Freude zugleich erfüllt, streckte er ihr beide Hände entgegen und rief: „Therese!“

Ja, es war Therese! Kurz nachdem Veri das Schanettli geheiratet hatte, war die Tochter des Schindacher-Bäni eines Morgens verschwunden. Die Leute auf dem Schindacher sagten, Therese sei auf Besuch bei ihrer Rose; als aber Woche für Woche verging und das Mädchen nicht zurückkehrte, hieß es, es sei frank und könne noch nicht heim kommen. Manche glaubten, es sei mit der alten Chresenz daheim nicht ausgekommen und darum bei einem Bauer in den Dienst getreten — ja einige meinten sogar, das Meitschi sei wegen dem Schuster irrsinnig geworden, der Ratscherr halte es eingesperrt. Kurz und gut, es wurde viel geredet und geraten, viel vermutet und noch mehr gelogen, das Richtige aber hatte niemand getroffen.

Schon lange hatte im Herzen des jungen Mädchens sich das Verlangen geltend gemacht, sich dem Dienste Gottes und den Werken der Nächstenliebe zu wiedmen, seine erwachende Liebe zum Veri hatte aber den Entschluß seines Herzens wieder wankend gemacht. Als es sich aber so schneide verlassen und getäuscht sah, da griff ein mächtiges Gefühl der Weltverachtung in seinem Herzen Platz. Es suchte und fand Rat bei einem erfahrenen Beichtwarter. Die frühere Liebe zu einem Leben der Entzagung erwachte doppelt wieder, daher folgte Therese dem Zuge des Herzens und trat als barmherzige Schwester in den Ordensstand.

„Therese!“ sagte Veri, als er sich von seinem ersten Staunen erholt hatte, „Therese ich musste dich wiederfinden, um auch dich um Verzeihung bitten zu können. Heute fühle ich mehr als je, wie schwer ich gefehlt habe — aber — ich habe auch schwer gebüßt.“ „Veri, rede nicht mehr von dem, was vergangen ist, ich habe dir längst verziehen,“ entgegnete die Schwester. „Schau, Gott hat ja alles gut gesfügt! Mir hat er den Weg ins Kloster gezeigt, dich hat er auf dem Dornenweg geprüft und gebessert — schau, Xaveri, der Herr macht alles gut.“ „Ja, der Herr macht alles gut,“ sagte der Schuster, „und wenn der Mensch selber ins Verderben rennt, die gütige Vaterhand Gottes weiß ihn noch zur rechten Zeit zu fassen und zurück zu führen. Ihm sei Lob und Dank jederzeit!“

Nachdem Veri seine Frau zur Erde bestattet hatte, zog er in seine Heimat zurück und lebte still und zufrieden seinem Handwerke — allmählig ertönte auch der Lautenbacher wieder fröhlich und laut in seiner Werkstatt. Was Xaveri ersparte, verwendete er an gute Zwecke für Arme und Bedrängte. Veronica arbeitete rüstig weiter im Dienste der Barmherzigkeit und manchmal dachte sie und lächelte dabei: es ist doch gut, daß ich den Schuster nicht bekommen habe — am Ende hätte ich mit ihm auch „Pech gehabt.“

